

Nr. 12. Bromberg, den 16. Januar 1930.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

(27. Fortsetzung.

Der Doktor wurde übrigens nicht gebraucht, denn der Kazike hatte gerade eine lange und eifrige Unterredung mit dem alten Chilenen. Er war dazu mit ihm und dem Dolmetscher von seiner Hütte fort und hinaus in die Pampas gegangen, wo sie von niemand behorcht werden konnten. Das Gespräch beschäftigte sich ausschließlich mit dem Zweck von Don Enriques Reise, und zu Cruzados Erstaunen, der etwas ganz anderes erwartet zu haben schien, ging der Kazike viel williger darauf ein, als selbst Don Enrique gehofft hatte.

Cruzado, der seit seiner Jugend mit diesen Wilden verkehrt hatte, ja unter ihnen aufgewachsen war und selbst ihr Blut in seinen Adern hatte, merkte bald, daß den Häuptling noch ein anderer Beweggrund leitete, wenn er auch nicht die geringste Andeutung dahin machte. Er versprach im Gegenteil, ihm freies Geleit bis zu Jenkitruß' Lager zu geben, das freilich jetzt auf der anderen Seite des Limai liege, wobei man es schwer finden würde, den angeschwollenen Strom mit Lasttieren zu passieren, — aber es ginge doch wohl, — die Pferde schwammen, und man war vielleicht imstande, ein Floß zu bauen, um das Gepäck hinüberzuschaffen.

„Dann erlaubst du uns wohl, Kazike", sagte Cruzado, „daß wir noch heute unsern Weg fortsetzen, um dir nicht länger zur Last zu fallen. Das Herz des alten Mannes sehnt sich danach, sein Kind wieder zu umarmen, und er hat mir gesagt, daß er dir noch auf dem Rückweg reiche Geschenke machen würde."

„Heute noch?" sagte Tchalunk langsam. „Ja, — gewiß, — aber — die Pferde werden nicht so rasch zusammengetrieben werden können."

„In einer Stunde haben wir sie hier."

„Und wir trinken dann auch wieder. Ich darf euch doch nicht fortlassen, solange unser Fest dauert."

„Du hast uns schon so reich bewirtet, und wir sind dir dankbar für das Genossene."

„Und dann der Doktor," fuhr der Häuptling nach einer Pause fort, — „meine jüngste Frau ist nicht wohl. Er soll sehen, was ihr fehlt. — er soll ihr von seinen Mitteln geben."

Cruzado neigte das Haupt. Es war kaum nötig, ein Wort weiter über die Sache zu verlieren, denn der Kazike schien entschlossen, sie heute noch nicht fortzulassen. Halten doch diese freien Häuptlinge der Steppe ihre Gäste immer so lange wie halbe Gefangene, als sie nicht für gut finden, sich von ihnen zu trennen. Widerspruch half da nichts und konnte die Sache höchstens verschlimmern. Er warnte auch Don Enrique, ja kein Zeichen von Ungeduld blicken zu lassen und sich in das Unvermeidliche zu fügen. — morgen vielleicht durften sie reiten und versäumten möglicherweise nicht einmal etwas dabei, da der Limai jetzt nach dem letzten, kürzlich gefallenen Regen wahrscheinlich sehr angeschwollen war und sie doch gezwungen hätte, ein paar Tage an seinem Ufer liegen zu bleiben.

Meier war indessen zu ihrem Zelt zurückgekehrt und setzte seine Bemühungen fort, um den Doktor wach zu bekommen. Es war ein schweres Stück Arbeit, aber es gelang doch endlich, und der unglückliche Pfeifel richtete sich empor. Er sah leichenblaß aus, die Augen lagen ihm tief im Kopfe und das Haar klebte ihm an der Stirn.

„Meier", sagte er, als er den Deutschen erkannte, — „ich habe Katzenjammer von Champagner gehabt, und von Rheinwein, Katzenjammer von Bier, — der ist auch nicht schlecht, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, — und Katzenjammer von Punsch und Bowle, — ich habe ein Studium daraus gemacht, um die verschiedenen Stadien des Elends zu studieren, und darf mir zutrauen, ein Urteil in solchen Dingen zu besitzen, — aber Chicha, von Äpfelwein, nein, nicht einmal von Äpfelwein ,von einem Gesöff, von dem eine alte Kuh den ganzen Tag schreit, wenn man es ihr nur auf den Schwanz gießt, das ist das Entsetzlichste, was ein Mensch denken kann! — Seekrankheit ist auch nicht übel", fuhr er weich fort, — „eine Art von Auflösung des Gefühls in dem Magen, ein Zustand, in dem der Mensch Selbstmord begehen würde, wenn er sein Leben nur des Nehmens wert hielte, — aber Katzenjammer von Chicha . . .!" Er fiel wieder flach auf sein Gesicht nieder, bis Reiwald, der schon den ganzen Morgen zwischen der Lagune und dem Zelte hin- und hergelaufen war, wieder zurückkam und Meier dabei so kläglich anblickte, daß dieser laut auflachte.

„Na", sagte er, „beruhigen Sie sich nur! Heute bleiben wir, soviel ich merke, noch hier, denn es werden keine Anstalten zum Aufbruch gemacht, und Sie können sich bequem ausruhen und erholen. Wie steht's mit dem Kaffee?"

„Er ist fertig", sagte Reiwald wehmütig, „ich trinke ihn immer im Vorbeilaufen."

Meier lachte und ging zu der Kanne, um sich selber einzuschenken. Übrigens mußte Reiwald doch noch Zeit gefunden haben, auch etwas Eßbares zum Feuer zu setzen; einen Topf mit Reis und ein großes Stück getrocknetes Fleisch darin, er hatte ja auch fast den ganzen vorigen Tag nichts genossen; wenigstens nichts seit dem Frühstück. Aber auch der Doktor war durch die Erwähnung des Kaffees munter geworden, — oder doch zu sich gekommen. Er hob den Kopf und sagte:

„Meier, tun Sie mir den Gefallen, gehen Sie um die Ecke und holen Sie mir einen sauren Hering und eine Flasche Sodawasser."

„Tut mir leid, Doktor", erwiderte Meier, „heute ist Sonntag, und da sind alle Läden zu. Aber wie ist Ihnen? Sie sehen gut aus! Und wie haben Sie Ihren Mantel hergerichtet!"

„O mein Kopf!" flüsterte der Doktor, indem er aber doch einen teilnehmenden Blick auf das erwähnte Kleidungsstück warf. Der Mantel sah in der Tat bös aus, zerknüllt und schmutzig, und so elend er sich fühlte, wollte er ihn doch wenigstens etwas wieder in Ordnung bringen, als er plötzlich ausrief:

„Ei, so soll doch die diebischen Halunken der Henker stohlen?"

„Was gibt's" fragte Meier. „Haben sie Ihnen was gestahlen?"

„Gestohlen?" fragte der Doktor. „Sehen Sie einmal den Mantel an! Die Hälfte von den Knöpfen haben sie mir heruntergeschnitten."

„Ja", lachte Don Carlos, „das hätte ich Ihnen vorhersagen sollen. Kommen Sie nicht mit blanken Knöpfen zwischen dies Volk! Die hängen sich die Frauen in die Ohren, da noch dazu Henkel daran sind."

„Und womit soll ich mir jetzt meinen Mantel zuknöpfen?"

„Bah, machen Sie kleine Bindfadenschleifen daran, es geht alles in der Welt. Übrigens wird es Zeit, daß wir wieder ins Zelt hinübergehen, denn die haben schon vor einer Stunde aufs neue angefangen, zu trinken."

„Chicha?" rief der Doktor entsetzt.

„Nun, natürlich, was sonst! Sie werden uns schon holen."

„Sehen Sie, Meier," sagte der Doktor feierlich, „ich bin eigentlich von Natur ein guter Mensch; ich habe noch nie einen Brunnen vergiftet oder einen Raubmord begangen, ich habe noch kein Haus angezündet, ja selbst noch keine Kasse bestohlen, aber ich stehe Ihnen für nichts, wenn ich noch einmal gezwungen werden sollte, ein solches Horn an meine Lippen zu setzen."

„Nu, nu!" rief Meier gutmütig. „Wenn es Ihnen gar so schrecklich ist, so kommen Sie auch vielleicht so durch. Bleiben Sie nur den ganzen Tag auf dem Bauch liegen und stellen Sie sich halbtot, so glaube ich, wird man Sie schon zufrieden lassen."

„Wenn Sie das aber ein Vergnügen nennen!"

„Es wird nicht so lange dauern," beruhigte ihn der Landsmann. „Vier Fässer haben sie in der letzten Nacht noch ausgetrunken und selbst am fünften angefangen, das schon dick lief, als ich vorhin drüben war. Jetzt ist nur noch eins übrig, und wenn Sie noch etwas davon haben wollen, müssen Sie machen, daß Sie hinüberkommen, denn bis Mittag ist das bestimmt leer."

„Ich danke Ihnen!" antwortete der Doktor mit einem Seufzer. „So ginge ja auch dieser Kelch, — wenn man ein so edles Gefäß mit einem so scheußlichen Stoff zusammen nennen darf, — an uns vorüber. Wo ist Don Enrique jetzt?"

„Tomando", nickte Meier. „Der alte Herr schien wie umgeändert, und Geschmack an der Chicha gewonnen zu haben. Er trank sein Horn wie ein Alter."

„Und ist heute morgen nicht hundeelend?"

„Gesund wie ein Fisch. Aber ich denke, unser Frühstück wird fertig sein, oder soll ich Ihnen vielleicht ein Beefsteak von Pferdefleisch besorgen? Gerade gegenüber ist die Küche."

„Meier, Sie sind ein Scheusal!" stöhnte der Doktor. „Aber wo ist denn Reiwald?"

„Er kommt gleich wieder," lachte Meier, indem er zu dem Blechtopf ging, ein Stück von dem gargekochten Fleisch herunterschnitt, eine Portion Reis in den Deckel des Topfes schüttete, den er als Teller gebrauchte, und sich dann gemütlich mit seiner Mahlzeit auf eins der Felle niedersetzte. Der Doktor folgte seinem Beispiel, — einen Zinnteller hatte er in seiner Satteltasche, und holte sich eine kleine Portion, — aber es wollte ihm noch nicht schmecken. Er schob den Teller wieder zurück und setzte sich eben auf sein Lager nieder, als Meier ausrief:

„Da kommt ein Bote, jetzt werden Sie krank!" Im Nu lag der Doktor auch schon wieder auf dem Bauch und rührte und regte sich nicht.

Es war der einäugige Indianer, der die Alemanes in das Trinkzelt führen sollte. Reiwald trat eben wieder in das Zelt und sah so bleich und elend aus, und des Doktors ganze Stellung verriet so auffällig die Unmöglichkeit, eine derartige Einladung anzunehmen, daß Meier den Boten leicht davon überzeugen konnte und dann selber mit ihm hinüberschritt. Ihm hatte das gestrige Trinken nicht die geringsten Beschwerden verursacht, er fühlte sich sogar imstande, es heute fortzusetzen.

Drüben fand er schon alles wieder im alten Gang. Der Kazike saß heute, lange nicht mehr so gesprächig, wie gestern, mehr still und in sich gekehrt und einzelne Indianer kamen und gingen und brachten ihm augenscheinlich Meldungen, aber er trank viel. Hastig stürzte er Horn nach Horn hinunter.

Cruzado war noch draußen vor dem Zelte gewesen; jetzt kam er herein, und als ihn Tchaluak bemerkte, winkte er ihm zu, sich wieder neben ihn zu setzen. Die gestrige feierliche Stille herrschte aber nicht mehr in dem Zelt; die Leute schienen aufgeregt durch den Trank. Frauen brachten große Schüsseln mit gebratenem Fleisch herein, von dem der Kazike ein Stück nahm, es mit den Händen zerriß und dann verzehrte. Die Hände wischte er sich in seinen Haaren ab.

„Wo sind die Alemanes?" fragte er endlich Cruzado.

„Krank Kazike," fächelte dieser. „Sie können das starke Getränk der Pampas nicht vertragen und liegen elend in ihrem Zelt."

Der Kazike lachte und starrte wieder vor sich nieder; aber seine Augen hatten ihren lebendigen Glanz verloren und sahen gläsern und stier aus. Nach einer Weile fragte er wieder:

„Wo sind die Alemanes?"

Cruzado warf einen forschenden Blick auf ihn und wiederholte dann die vorhergehende Antwort. Er sah, der Wilde war trunken, oder doch auf dem besten Wege, es zu werden.

Der Kazike wieherte jetzt laut auf und legte seine Hand auf Cruzados Schulter.

„Und wo ist der Alte?" flüsterte er ihm zu.

„Gleich hier daneben sitzt er. Du hast ja vorhin mit ihm gesprochen."

Der Indianer nickte vor sich hin, dann sagte er halblaut und mehr zu sich selber als zu seinem Nachbar redend:

„Ein wunderhübsches Mädchen, — weiß und zart, — wie — wie ein junges Füllen, — und so jung, — so schön; aber die Weiber werden wütend werden. Ha, was haben sie zu sagen? Bin ich nicht der Herr, Cruzado?"

„Gewiß bist du das, Kazike!" erwiderte der Halbindianer, der noch nicht recht wußte, wohinaus der Trunkene wollte, aber schon einen Verdacht geschöpft hatte. „Du bist der Herr deines Stammes und nicht allein die Weiber, nein, auch die Krieger müssen dir gehorchen."

„Gut — gut, Cruzado!" nickte der Häuptling vergnügt, indem er ein ihm frisch gebotenes Horn nahm und den Inhalt auf einen Zug hinabstürzte. „Du bist klug, — du bist ehrlich, — die Pehuenchen sind Hunde!" flüsterte er ihm plötzlich ins Ohr. „Sie sind feige und beugen sich einer Memme. Jenkitruß hat das Herz eines Weibes, — ich will es herausreißen und die Hunde damit füttern."

Cruzado erschrak, denn was der Wilde sprach, sprach er allerdings im Rausch; aber diese Vertraulichkeit konnte für ihn die schlimmsten Folgen haben. Er tat deshalb gar nicht, als ob er die Worte gehört, sondern saß wie jemand, der mit schweren Augenlidern den Schlaf nicht bewältigen kann und eben im Einnicken begriffen ist.

„Hoho, Freund!" lachte der Häuptling, dessen Blick auf ihn fiel, als ob er die Zustimmung zu dem eben Gesagten in seinen Mienen lesen wollte, „steigt auch dir die Chicha in den Kopf?"

„Mir? Gewiß nicht, Kazike!" rief Cruzado, und ahmte die Bewegungen eines Erwachenden vortrefflich nach.

„Und von was sprach ich?"

„Von einem wunderhübschen Mädchen, zart und jung, und daß — daß du der Herr über deinen Stamm wärest, — gewiß bist du's."

Tchaluak lachte verächtlich vor sich hin; doch es wurde ihm schwer, irgend einen bestimmten Gedanken festzuhalten. Aber auf seinen ersten Satz derart zurückgebracht, rückte er plötzlich Cruzado näher, legte seinen Arm um dessen Schulter und flüsterte leise:

„Cruzado, — du — du bist ein guter, ehrlicher Kerl, — willst du — willst du mir helfen, das Mädchen gewinnen?"

Cruzado zuckte mit keiner Miene. Sein Verdacht hatte sich bestätigt, und er war schon auf eine solche Frage vorbereitet gewesen. Nur die Achseln zog er empor und sagte ebenso leise:

„Ja, Kazike, von Herzen gern, aber wie? Jetzt hat sie Jenkitruß, und wenn er sie wirklich dem alten Chilenen zurückgibt, — was ich noch sehr bezweifle, — so schließt er einen Handel dafür ab, und läßt ihn dann jedenfalls bis zu den Bergen mit einer Sicherheitswache begleiten, wie das Sitte ist."

„Und wenn ich euch die nun gleich von hier mitgäbe?" sagte der Kazike lauernd. „Du kannst ihn gewiß überreden, daß sie unter meinem Schutz gut aufgehoben sind."

„Aber was nachher?" fragte der Halbindianer. „Erfährt Jenkitruß später, daß sein Vertrag nicht erfüllt wurde, so . . ."

Tschaluak bog sich zu ihm nieder und legte seine Lippen an das Ohr des Dolmetschers, — aber er schwieg, — kein Laut kam darüber, — kein Flüstern, — dann richtete er sich wieder empor und sagte:

„Laß es gut sein, — was kümmert's dich, wenn der große Jenkitruß in den Pampas mit dir zürnt. Solange du drüben über den Bergen wohnst, — was kann er dir schaden? Kommst du aber einmal wieder herüber, dann frage nach dem Lagerplatz Tschaluaks, — jeder Pehuenche wird dir die Stelle bezeichnen können, — und du hast einen Freund in der Ebene."

(Fortsetzung folgt.)

Heulende Wölfe.

Skizze von A. D. Flamme.

Es war an einem der eiskalten Tage im Januar. Der Schneesturm hatte sich endlich gelegt, der Himmel stand dunkel und klar über der weiß schimmernden Ebene, die in grelles, kaltes Mondlicht getaucht war. Der Wald hüllte sich in weichen, wolligen Schnee wie in einen warmen Pelzmantel, und auf dem Schnee wuchsen große, feinverzweigte Reifkristalle, die im Mondschein wie Diamanten blitzten. Wenn der Nordwind kam und die Kristalle umblies, so gab es ein feines metallisches Klingen. Sonst war alles still. Der Schnee verschlang jeden Laut.

Über die Ebene führte ein Winterweg. Er kam aus dem Walde und folgte dem Laufe des gefrorenen Flusses. Auf diesem Wege bewegte sich etwas vorwärts: ein niedriger Bauernschlitten, vor den ein räudiges Pferdchen gespannt war. Das Pferdchen trabte tapfer, um sich zu erwärmen. Sein Atem dampfte in der eiskalten Luft. Die Schlittenkufen knirschten auf dem Schnee; ja, der schrie, wie er es nur bei großem Frost tut. Auf dem Schlitten lag Heu und — darin halb verborgen — eine menschliche Gestalt. Sie trug Filzstiefel, Fausthandschuhe, einen weiten Schafspelz und auf dem Kopfe eine seltsame Mütze aus Renntierfell mit hängenden Ohrenklappen. War es ein Mann oder ein Weib? Unter der Mütze blitzten zwei kluge, böse Augen, zwischen denen ein schöner und stolzer Nasenansatz vorsprang. Aber der schmale Mund gehörte einer alten Frau. Bisweilen hob sie die Ohrenklappen ihrer Fellmütze und horchte angespannt in die Ferne. Dann blitzte an ihrem Ohr ein Diamant auf, ebenso hell wie die Reifkristalle.

„Mein Wald, meine Wiesen, meine Felder", murmelte die Alte vor sich hin, „und was haben sie daraus gemacht, seit sie mir alles entrissen? Der Wald wird ausgerottet und für ein Spottgeld verkauft, und das Ackerland verkommt. Die russische Mißwirtschaft breitet sich von Osten her immer weiter aus. Gut, daß ich zu alte bin, um das noch lange mit anzusehen."

Die Alte lüftete wieder die Ohrenklappen ihrer Mütze, die von der Feuchtigkeit ihres Atems weiß bereift waren. „Ich glaube tatsächlich, es kommt noch mehr über die russische Grenze zu uns herüber", murmelte sie, „nämlich Bären und Wölfe." Das räudige Pferdchen dachte offenbar dasselbe, denn es wurde unruhig und beschleunigte seinen Trab, so sehr es im lockeren Schnee möglich war. Von der fernen Waldkette her scholl ein langgezogener, melancholischer Laut, der eine Reihe seltsamer Vorstellungen und Erinnerungen in der Alten wach rief. Erinnerungen an ihre glücklichsten Tage. Sie war jung, schön und stolz, und sie verbrachte mit ihrem Vater einen Winter in Rom. Sie bewohnten einen alten Palazzo in der Nähe des Kapitols. Aus ihrem Fenster sah sie die Marmortreppe von Aracoeli, die mächtige Pinie und darunter den Käfig mit der kapitolinischen Wölfin. Das gefangene Tier sprang in seinem Kerker auf und ab . . . Es kam die Nacht, die warme, südliche Nacht. Die Statuen auf dem Kapitolsplatz standen still und feierlich im Sternenschein. Unten in der Stadt bellte fern ein Hund . . . Dann erhob die gefangene Wölfin ihre Stimme, und ihr langes Heulen klagte erschütternd und schrie nach Weite und Ferne, nach endlosen Steppen. Wildheit, Kraft und Freiheit, Freiheit . . .

Diesen selben Schrei vernahm die Alte jetzt wieder in der Winternacht des hohen Nordens, fern und gedämpft, aber sie erkannte ihn wieder, sie erkannte ihn wohl . . . Und nun vergaß sie das Elend der Gegenwart und fühlte sich wieder jung und schön. Sie vergrub weiche Arme im weißen Pelz, und um ihr lächelndes Gesicht wehten blonde Locken, — ihre schönen Locken von einst. Neben ihr stand ein italienischer Graf und sprach ihr von Liebe. Wovon sollte ein Italiener sonst zu einer jungen Frau sprechen? Sie hatte ihn gern; vielleicht liebte sie ihn, aber sie lachte ihn aus, denn sie war ehrgeizig und wollte hoch hinaus. Ihr stand ja das Leben offen, und alle ihre kühnsten Träume schienen erfüllbar. Sie standen am offenen Fenster des Palastes, Graf Ariodante und sie, und atmeten die laue Nachtluft; da hatte die Wölfin laut aufgeheult. Die Stimmung des Grafen war plötzlich umgeschlagen. Nun war er ganz der stolze Römer, und mit einigen glatten Worten verließ er sie. Der Schrei der Wölfin aber klang in ihrem Ohr nach wie eine lange Anklage. . . .

Wieder scholl das Heulen des russischen Wolfes von der fernen Waldkette herüber, diesmal näher und deutlicher. Das Pferdchen schnaubte und beeilte sich. Der Schlitten mit der Alten war ja leicht. Aber sie sorgte sich nicht, so völlig vergaß sie die Gegenwart über ihren Erinnerungen. Die verschneiten Tannen am Flußufer flogen vorbei wie vermummte Gespenster, und hinter ihnen zogen die kalten Sterne vorüber. Die Alte merkte es nicht. Sie durchflog in Gedanken ihr Leben, ihr allzu langes Leben . . .

Deutlich sah sie ihren Gatten vor sich, kurz vor seinem grauenvollen Ende durch Mörderhand. Er trug hohe russische Orden und einen Generalsmantel auf rotem Seidenfutter. Sie selbst spielte eine Rolle in der Gesellschaft und war eine vielbeneidete Frau. „Du hast mich aus Berechnung geheiratet, obwohl du mich nicht liebtest, jetzt trage die Folgen", sagte er mit schneidendem Hohn, wenn er sie verließ, um Abend für Abend bei anderen Frauen zu verbringen. Sie hatte viel Schuld, aber sie bezahlte ihre Schuld bis auf Heller und Pfennig. Sie war ihren Untergebenen, ihren Bauern eine gerechte Herrin gewesen. Und doch hatten diese ihr das Haus über dem Kopfe angezündet, während ihr Mann im Fernen Osten am Kriege teilnahm. Da zog sie sich auf das alte Stammschloß ihrer Familie zurück, das nicht weit von hier hinter der Waldkette lag. Um die Menschen kümmerte sie sich nicht mehr viel, aber dem Lande schenkte sie all ihre Liebe und Fürsorge, der Erde ihrer herben, nordischen Heimat. Den alten Park pflegte sie, ließ Sümpfe trocken legen, zog süßes Obst und glänzendes Vieh, ritt über die Stoppelfelder, wenn die Dreschmaschine summte, überall hatte sie ihr Auge, und das Land hatte es ihr gedankt . . .

Dann zogen die roten Weiber wieder über das Land hin, die Weiber mit der Sense und der Fackel in der Hand: Krieg und Revolution. Es wurde ihr alles genommen, das Schloß, das Land, der Wald, das Vieh. Bei ihrem alten, treuen Kutscher Jukko fand sie ein Unterkommen, aber in diesem Winter um Weihnachten war er gestorben. Nun hatte sie niemanden mehr. Sie mußte sich aus dem Loch, das Jukko in das Eis des Flusses geschlagen und das immer wieder zufror, selbst das Wasser schöpfen. Ihre Finger erstarrten ihr dabei vor Frost, aber ein Schluck Branntwein belebte sie dann wieder. Wollte sie in der Nachbarschaft Bekannte besuchen, denen es ein wenig besser ging als ihr, so mußte sie selbst das räudige Pferdchen anspannen und kutschieren. Es war ihr allmählich alles gleichgültig geworden. Nur die Natur nicht, an der hing ihr hartes, altes Herz . . . Die Schneeschmelze. Der Duft der tauenden Erde. Der erste Schnepfenstrich. Die langen roten Sonnenuntergänge im Frühling. Die hellen Sommernächte. Ein reifes Ährenfeld. Der alte verwahr-

loste Park — so verwahrlost wie sie selber —, wenn die gelben Blätter fielen und die Bäume kahl dastanden, die alten Bäume, auf die sie einst als wildes Mädel geklettert . . .

Der böse Ausdruck wich aus dem Blicke der Alten, ihr schien, als sähe sie in der Ferne etwas leuchten. Es war nur der Winter. Der erste Schnee, weich, sanft und rein, der die alte Welt verjüngte. Der klingend harte Frost. Das seltene Nordlicht. Der Schrei des fernen Wolfes, wild und schmerzlich, wie die große, wilde Natur . . .

Plötzlich zuckte das Pferdchen zusammen und nahm Reißaus. Eine große, runde Schneewolke schob sich vor den Mond. Dort war auch schon der alte, verkommene Park, das verfallene Schloß, die morsche Brücke. Das Pferdchen bog scharf ein, der Schlitten schleuderte, flog gegen den Brückenpfosten und schlug um. Die Alte fiel in den weichen Schnee und hätte gewiß keinen Schaden genommen, wenn nicht im Schnee ein harter Prellstein verborgen gewesen wäre, auf den sie mit der Stirn aufschlug.

Alles blieb still, und das war gut so. Das Pferdchen trabte nach dem Stall. Und aus der runden Wolke fing es an zu schneien, mit dichten, großen, weichen Flocken. Lautlos und barmherzig deckten sie die alte Frau zu. . . .

Soldat Tolstoi.

Eine russische Anekdote von **Kurt Miethke.**

Vor einer der inneren Türen des Palastes Peters des Großen stand ein einfacher Soldat auf Wache.

Da näherten sich Schritte. Ein Adliger kam auf den Soldaten zu und wollte ihn beiseite schieben, um die bewachte Tür zu durchschreiten.

„Verzeihung", sagte der Soldat, „aber Väterchen Zar hat mir befohlen, niemand durchzulassen."

„Ich bin Fürst!" donnerte aufgebracht der Besucher.

„Und ich bin der Gemeine Tolstoi und tue, was man mir befohlen hat."

Der Fürst erhob ohne weitere Antwort die Reitpeitsche und schlug dem Soldaten damit einen blutigen Streifen über das Gesicht.

Der Soldat Tolstoi biß die Zähne zusammen und sagte: „Ich werde trotzdem niemand zum Zaren lassen, denn der Zar hat es mir befohlen."

Da öffnete sich hinter ihm die Tür. Der Soldat Tolstoi fuhr herum und salutierte; der Fürst neigte sich tief.

In der Türöffnung stand Peter, der Zar, und blinzelte: „Was gibt es hier? Was ist das für ein vermaledeiter Krach?"

Der Fürst erzählte, was geschehen war, und Peter hörte stumm zu.

Dann wandte er sich an den Soldaten: „Hör' zu! Du bist von diesem Kavalier mißhandelt worden, weil du meinen Befehl ausführen wolltest. Nimm meinen Stock!"

Der Soldat Tolstoi nahm den Stock und sah den Zaren fragend an.

„Nimm meinen Stock und schlage den Fürsten. Gib ihm damit einen kräftigen Hieb auf die Schulter. Räche dich!"

Der Fürst erbleichte und rief aus: „Unmöglich, Majestät, der Mann ist ja nur gemeiner Soldat."

Lächelnd erwiderte der Zar: „Ich mache ihn hiermit zum Hauptmann."

„Ich bin aber Leiboffizier Eurer Majestät."

„So ernenne ich den Hauptmann zum Obersten der Kaiserlichen Garde."

„Ich wage es, Eure Majestät daran zu erinnern, daß ich General bin", beharrte der Fürst.

Der Zar aber lachte: „Gut. Ich kann einen General nicht von einem gemeinen Soldaten prügeln lassen. Auch nicht von einem Hauptmann. Auch nicht von einem Obersten der Kaiserlichen Garde. Was muß der Zar tun. Den Mann zum General machen. Gut. Ich mache den Mann hiermit zum General. Und nun, General, nimm meinen Stock und schlage den Fürsten damit. Du schlägst deinesgleichen."

Der Soldat Tolstoi packte den Stock des Zaren fester und versetzte dem Fürsten einen kräftigen Hieb auf die Schulter. — Der Zar lachte.

Am nächsten Tage erhielt der Soldat Tolstoi seine Ernennung zum General und Grafen zugestellt.

Einer seiner Nachkommen war der Graf Leo Tolstoi, der Weise von Jasnaja Poljana, dessen größte Sehnsucht es war, wieder zum einfachen Menschen zu werden, die gräfliche Würde abzuschütteln . . .



Bunte Chronik



*** Die Heiligen Stiere von Delhi.** Die Frage der Heiligen Stiere hat schon mehrfach zu lebhaften Auseinandersetzungen zwischen den diese Tiere verehrenden Hindus und dem mohammedanischen Teile der Bevölkerung von Delhi geführt. Bis vor kurzem genossen die Stiere vollkommene Freiheit. Sie wanderten in den Straßen umher, fraßen der Gemüsehändlern ihre Auslagen fort, ohne daß sich jemand getraut hätte, sie in dieser für den betroffenen Händler recht schmerzlichen Beschäftigung zu stören, und legten sich, wenn es ihnen gerade einfiel, mitten auf der Straße zum Schlafe nieder, wodurch naturgemäß der Verkehr stark behindert wurde. Die Stadtverwaltung war schon mehrfach gegen diese Zustände vorstellig geworden, ohne jedoch die Erlaubnis zum Einschreiten zu erhalten. Ein solcher Anlaß bot sich aber, als ein indischer Polizeibeamter von einem dieser Heiligen Stiere in einem Wutanfall dieses Tieres angegriffen und getötet worden war. Nach vielen Kämpfen setzte nun die Stadtverwaltung durch, daß die Stiere eingefangen und einem religiösen Verein zur Obhut übergeben wurden, der sich verpflichtete, sie für den Betrag von acht Rupien monatlich für jeden Stier zu unterhalten. Die mohammedanischen Mitglieder der Gemeindevertretung waren aber mit dieser Verwendung der städtischen Gelder nicht einverstanden und beantragten im Verein mit dem Magistrat, daß diese faulenzenden Stiere zur Bespannung der Müllabfuhrwagen Verwendung finden sollten, um sich so ihr Futter einigermaßen zu verdienen. Dieser Vorschlag rief aber bei den Hindus helle Empörung hervor und gab den Anlaß zu einer sehr heftigen Debatte mit den Mohammedanern. Da jedoch die Hindus die Mehrheit im Stadtparlament haben, so wurde der Antrag abgelehnt, und es mußten für die städtischen Müllabfuhrwagen andere Zugtiere angeschafft werden, während sich die Heiligen Stiere auf Kosten der Gemeinde weiter ohne jede Arbeitsleistung in Ruhe mästen können.

*** Der Apfel als Liebesbote.** Vor sieben Jahren hatte der amerikanische Ingenieur Elwood Hoke seine Tante besucht, die in Kalifornien eine Obstfarm besitzt. Es war gerade zur Zeit der Apfelernte, und Mr. Elwood machte sich nützlich, indem er seiner Tante half, die appetitlichen Früchte in Fässern und Körben versandfertig zu machen. Halb im Ernst und halb im Scherz hatte er bei dieser Gelegenheit einem besonders schönen Apfel ein Zettelchen angebunden, auf dem er seine Adresse angab und die Bitte an den unbekannten Empfänger der Kiste richtete, ihm doch zu schreiben. Zufällig kam gerade diese Kiste nun in ein Londoner Haushaltungspensionat, und die beiden jungen Mädchen, die mit dem Auspacken der Äpfel beauftragt waren, fanden den Zettel. Sie beschlossen, auf den Scherz einzugehen und richteten ein Briefchen an die angegebene Adresse. Der junge Ingenieur antwortete denn auch umgehend und es entspann sich nun ein lebhafter Briefwechsel zwischen den drei Beteiligten, der zuletzt den Wunsch nach gegenseitiger persönlicher Bekanntschaft weckte. So kam der Amerikaner nach England und fand in der schlanken, dunkelhaarigen Anny Gledhill, der einen der beiden Briefschreiberinnen, sein Ideal und seine Lebensgefährtin. Dieser Tage wurde die Hochzeit gefeiert, und der traditionelle Hochzeitskuchen hatte die Form eines riesigen Apfels. Die jungen Mädchen, die in den kalifornischen Obstfarmen als Packerinnen beschäftigt werden, wollen jetzt alle ihr „Wunschzettelchen" mit in die Kisten legen. Sie hoffen, daß auch ihnen vielleicht ein Apfel zum Liebesboten werden wird. —

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.